



Kriegsunterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“.



Nummer 29.

Donnerstag, den 22. Juli 1917.

Erscheint wöchentlich.

Der Flaschenherrgott.

Von Egid von Fisel.

Dimitri Pawlowitsch hockte am Wege, der zwischen den Blumenrabatten von der Offiziersbaracke zum Springbrunnen führte, und fehte mit bunten Steinen die kunstvolle Mosaik eines russischen Reichsadlers zusammen, den man schon von weitem auf der Höhe aus dem dunkelgrünen Rasen leuchten sah.

Gestern hatte er ein Schiff, ein Kreuz und einen Anker auf dieselbe Weise dargestellt, die ein Erbeil seines Vorfes aus uralter Byzanzzeit war. Alle hatten ihn dafür gelobt, sogar der Wachtposten, ein eisgrauer Landsturmmuskel. Dimitri schämte sich ein wenig; irgend etwas muß man doch treiben in der schrecklichen Langeweile eines Gefangenenlagers. Iwan Zwanoiwitsch, der neben ihm in der Baracke schlief und aus demselben Dorf war, machte zum Zeitvertreib einen Flaschenherrgott. Das ist noch viel mühsamer als die Mosaikarbeit; man muß den Heiland, das Kreuz, die Marienwerkzeuge und was sonst dazu gehört, stückweise schmiegen, mit einer langen Gange durch den engen Saal einbringen und drin erst zusammensetzen. Der Flaschenherrgott war schon fertig. Nur die Dornenkrone fehlte noch.

Der Sergeant Alexei kam mit knirschenden Schritten über den Kiesweg. Dimitri bog den schmerzenden Rücken gerade und stand hockend.

„Dimitri Pawlowitsch, willst du auf einem Gut Feldarbeit leisten?“

Dimitri überlegte. Natürlich waren es die verhaßten Feinde, die ihn hier gefangen hielten, längst nicht wert, daß ihnen russische Hände ihre Arbeit abnahmen. Aber hier langweilte sich ja eine Seele zu Tode, trotz Mosaik und Flaschenherrgott. Und ein wenig schmeckt es doch nach der ersehnten Freiheit, wenn man außerhalb der Stacheldrahtgänge atmen kann. Er schlug ein.

„Gut“, sagte der Sergeant. „Morgen früh fünf Uhr holt euch der Posten ab. Und hier!“ — er griff in die Tasche seiner Uniformjacke — „hier ist eine Karte für dich, Dimitri. Aus der Heimat.“

Dimitri hielt mit offenem Munde die Postkarte in der Hand. Er lieste die Schrift und drückte das raue Papier an die Wangen wie ein geliebtes Kind. Aber lesen hat er nie gelernt. So ging er in die Baracke zu Iwan Zwanoiwitsch. Der verstand die brotlose Kunst.

Iwan drehte gerade seinen an der Bretterwand hängenden Leberock um, wie es befohlen war, damit die Sonne alle bösen Krankheitskeime töten sollte. Dabei tafelte er ihn sorgfältig ab und überzeuete sich, ob das getöhlene Papiergeld noch drin klisterte, das ins Futter eingeht war.

„Iwan Zwanoiwitsch, preise die seltsame Jungfrau. Noch find wir nicht ganz verlassen. Ein Brief aus der Heimat. Willst du mir ihn vorlesen?“

Iwan nickte und las. Dimitris Vater hatte ihm durch den Bogen schreiben lassen und seine drei Kreuze darunter gemalt: es gänge ihnen allen gut, die Wolga sei ausgetreten und haben die Felder überflutet, und Sonja hätte solange auf ihn gewartet; aber weil er gar nicht gekommen sei, so gehe sie jetzt mit Ananass, dem Wälschler, den der gnädige Herr als unentbehrlich vom Militärdienst freibekommen habe.

Da wurde Dimitri sehr traurig. Aber Iwan, der um fünfzehn Jahre älter war und sich nie etwas aus den Mädchen gemacht hatte, zuckte die Achsel.

„Ja, so find die Weiber. Man sollte sich gar nicht mit ihnen einlassen. Du mußt nicht daran denken, Dimitri Pawlowitsch. Komm lieber mit mir zum Hauptplatz, heute spielt unsere Kapelle. Komm, es ist besser für dich, als hier zu sitzen und zu brüten.“

Willenlos ließ sich Dimitri führen. Ihn war, als habe er heute die Heimat verloren.

Der kleine Trupp von Arbeitern hielt am nächsten Tag im Schatten einer mächtigen Eiche Mittagsrast. Vor ihnen dehnte sich die große Wiese, wo sie seit Morgenrauen das Heu gewendet hatten. Der Gutsverwalter kam, ein großer grauer Schöps mit hohen Schaffelfüßeln; er klopfte dem Wachtposten auf die Schulter und bot ihm eine Zigarre. Fische Arbeiter, diese Bullen! Sie schaffen es heinab zu Keller, als die eigenen Knechte, die längst alle draußen in der Felde standen. Dort schossen sie auf den Feind und hier taten Feinde ihre Arbeit. Die reine verkehrte Welt, so ein Krieg!

Dimitri lag im Gras, sah nach den stehenden weißen Wolken und grübelte über die unerhörten Dinge, die er hier gesehen. Ein Dampfzug war auf einem Nachbarsfeld hin und hergefahren, ein schwarzer Traktor, mit silbernen Nietenfanten die Erde metertief zerflüßend; daneben hatte eine Dreschmaschine gedonnert, getrieben von der älteren, leuchtenden Lokomotive; oben warfen sie die goldgelben Garben hinein und unten floß das Getreide wieder heraus. Dimitri befreuzigte sich. Wie Zauberei erschien ihm das alles.

Und die weißen Wolken zogen fort nach Osten, wo die Heimat war und der graue Wolganstrom und Sonja. . . . Leichtes Trübe von nackten Wäldchenfüßen näherten sich. Eine Hand kroch von festen Bretterbänken das Mittagsschiff. Sie roste leicht in den breiten Hüften; der kurze Post istig bei jedem Schritt an das braune, feste Fleisch ihrer

runden Beine. Das Haar hatte die Farbe des reifen Getreides und legte sich in breiten Büscheln gleich einer Krone die niedrige Stirn.

Dimitri starrte sie an. Iwan stieß ihn mit dem Ellenbogen.

„Steh nicht hin!“
Aber Dimitri sah doch mit offenem Munde zu, wie sie aus dem mitgebrachten großen Stab die Spitze und Zeller nahm, mit lässigen, runden Bewegungen ihres kräftigen Körpers, während die Wäzler unter schlagendsten Lidern heimlich von einem zum andern gingen, voll von der verkalteten Neugier, die der Anblick der fremden Männer in ihr erregte.

Jetzt begegneten ihre Augen denen Dimitris. Sie stieß ein ganz leises, gierendes Lachen aus.

Er senkte den Kopf und versuchte an Sonja zu denken, die schwarzbraune Haare und schmale Hände hatte. Aber es gelang ihm nicht recht. Ein ganzes Jahr lang war er von ihr getrennt gewesen — nein, noch viel länger. Vor dieser verhängnisvollen, lebensvollen Weltlichkeit verblühte das Bild von damals.

„Dimitri, wir wollen essen“, sagte Iwan. Und jetzt bemerkte Dimitri erst, daß die anderen alle mit dem Beginn der Mahlzeit auf ihn warteten. Er glüht suchte er in den Taschen der Wäzler nach seinem geschulten Holzöffel. Es dauerte lange, bis er ihn fand.

Am nächsten Tag arbeiteten sie an der Dreschmaschine. Anfangs hatte er sich vor dem Ungetüm gefürchtet, das ungeheure Getreidemaschinen in seinen breiten Rachen schläng, mit Eisensämen zerhackt und zerhackt und dann das gedroschene Korn in heilem Strahl in die Erde spie. Aber er war anständig, der Aufseher lobte ihn, der Verwalter sprach ihn sogar an, und Dimitri trankte die paar Broden aus, die er im Lager von den deutsch rebenden Kameraden gestohlen hatte.

Als es vom Archium des nahen Dorfes jüdlich schlug kam das Mädchen mit dem Esen.

Sie sah neben Dimitri, die Arme um die an den Leib gezogenen Knien geschlungen, lachte über sein schlechtes Deutsch und zeigte große, weisse Zähne.

Wo sie wohne, wollte er wissen. Und sie deutete mit der Hand; dort wo das kleine Gitterfenster aus der grell weißen Wand des Gutshofes guckte wie ein schwarzes Auge, unter dem Aufhänger, ja, dort war ihre Kammer. Sie lud ihn ein, sie zu besuchen und lachte wieder ihr gurrendes Lachen; er war ja ein Gefangener und durfte nichts aus dem Lager heraus.

Der Wachtposten kam und verbot Dimitri zu sprechen. Das Mädchen sprang auf, räumte die Geschirre zusammen und ging.

Dimitri arbeitete schweigend bis zum Abend.

Sei standen auf dem freien Platz zwischen den Baracken in Gruppen zusammen und sangen den Abendgesang. Eine leise, traurige Melodie zu den Worten eines uralten Gebetes. Vom Dorf klang das Abellären herüber, und hinter den Bergen verblühte das Licht.

Iwan baßelte noch immer an seinem Flaschenherrgott. Dimitri sah neben ihm und sah zu.

„Iwan Zwanoiwitsch, glaubst Du, daß es gut wäre, hier zu bleiben. . . . später, wenn einmal der Krieg zu Ende sein wird? Es sind ich paar von uns, die sich anfangen und heiraten wollen.“

Iwan hatte die Gänge zur Hand genommen und dem Heiland in der Hand nach einigen vergeblichen Versuchen die Dornenkrone angehängt. Er schüttelte den Kopf:

„Du wirst immer fremd hier sein. Der Grund ist teuer, viel teurer als brühen die schwarze Erde.“

Dimitri zuckte die Achseln und betrachtete das Kunstwerk seines Kameraden. Wunderlich war es ausgefallen: die großen, hoffnungslos ins Leere gerichteten Augen des Heilandes, die Leiter der Schwämme, die Lanze. . . . er veriant in fromme Betrachtung. Mitleidlich hob er den Kopf: Iwan, mein Seelen, keine Toppe ist zerissen. Willst du, daß ich sie dir austoehne soll?“

Dimitri verstand sich auf Klatschweiberei. Der andere lächelte in sich hinein. Dimitri rückte näher.

„Iwan, wenn ich dir die Toppe stide, willst du mit dafür den Herrgott schenken?“

„Ja!“ sagte Iwan nach kurzem Besinnen. „Aber darfst du nicht weiterdenken, hörst du?“

Dimitri nickte zustimmend.

Schweiß und bräuntes lag die Nacht über dem Barackenlager; es war, als wolle der Sommer noch einmal zurückkommen mit seinem Sterneneisenschmelzer und der warmen Luft voll Feuergeruch und Heimgedächtnen.

Dimitri liebte nach dem fremden Weibe. Seit vielen Monaten hatte er sein weißliches Weien in seiner Nähe gesehen. Und hatte doch so warmes, junges Blut.

Der Flaschenherrgott wanderte am nächsten Tag, in Dimitris Handfläche, langsam herüber auf den Arbeitsplatz und in der Mittagspause in die Hände des fremden Mädchens. Und Dimitri sah das grünlige Licht, das in den Tiefen ihrer großen, haunenden Augen aufglomm; er fühlte den Grundriss ihres warmen Körpers, als er hinter dem breiten Baumstamme seinen Arm um sie schläng und sie einen Augenblick lang an sich drückte. Dann rih er sich los und schaffte den ganzen Nachmittag mit Dreimäckerast.

Iwan Zwanoiwitsch war diesmal nicht mitgegangen. Als Dimitri heimkam, sah er ihn forsend an. Er wich

seinen Blick aus. Und die Stelle auf dem Wandbord, wo gestern der Flaschenherrgott gestanden hatte, blieb leer.

Da nickte Iwan Zwanoiwitsch mit seinem runden, bleichen Kopf, auf dessen Schläfen der erste Keim des Alters lag.

„Ja, die Weiber, die Weiber!“ — murmelte er. „Und er nickte wieder, als er mitten in der Nacht von einem ungewohnten Geräusch erawachte und den Platz an seiner Seite leer fand.“

Dimitri mußte einen großen Bogen durch den Wald machen. Draußen auf dem freien Felde stand er still und sah sich um. Das Herz klopfte ihm bis zum Hals hinauf. Weit und breit war nichts Verdächtiges zu sehen. Und er schritt über die weichen Federn des Nebels, der auf den Wiesen lag, dem Gutshofe zu. Der Kuckuck tauchte im Wind, unter seinen breiten Flügeln schimmerte ein Licht. Unverhoffen kumpfte Dimitri weiter. Das Licht wurde heller, nahm Gestalt an — in dem höheren Fensterladen war ein Herz ausgehängt, das im rötlichen Schimmer durch die Nacht leuchtete; und durch dieses rote Herz sah das arme, bunte Kind Dimitri die größte Enttäuschung seines jungen Lebens.

Auf einem rot geblumerten Tisch brannte die Lampe; da sah ein Soldat, den linken Arm in der Binde, den rechten Arm um die Hüfte des Mädchens geschlungen. Sie zeigte ihm das Kunstwerk in der Hand und sprach eifrig auf ihn ein. Dimitri konnte nichts hören, denn die Fensterhebel waren fest geschlossen; aber er sah, wie das Gesicht des Soldaten grüner ward, wie er sich erhob und heftig nach der Handfläche griff — und nun schleuderte er sie voll Wut in eine Ecke; ein Klirren und Krachen und tausend Splitter, auf den Dieben des Fußbodens durcheinanderklingend. Das Möbel hob beschwörend die Hand, und in ihren Augen war Furcht und demütige Ergebung, wie bei einem Hund, der seinen Herrn um Verzeihung bittet. Sie umarmte den Soldaten und zog ihn nieder auf ihren Schoß, und dann setzten sie sich nebeneinander auf das Bett, das mit seinen bleichen rotgestreiften Polstern seit die ganze Rückwand des engen Raumes einnahm.

Dimitri Pawlowitsch sah nicht mehr nach ihnen. Der Kopf brannte ihm, und sein Herz war wund und weh. Also so waren sie, die Weiber. . . . Ob sie nun blonde Haare hatten oder braune; falsch, falsch sind sie alle, und Iwan Zwanoiwitsch hat recht.

Milde und langsam schritt er dem Lager zu, als trage er an einer großen Last. Dort war ja nun doch seine Heimat, seine Freunde, seine Kameraden. Vielleicht würde man ihn einhören, kunnern lassen, peitschen; es war ihm alles gleich. Er ging durch die Nacht mit gleichmäßigem, hartem Schritt und tritt im Bann der eisernen Pflicht des Gehorsams, dem Erbe von ganzen Generationen geschneideter, rechtlosen Kneven. . . .

Ohne Geld!

Einer wahrer Begebenheit nachzählt von A. Karsta.

(Nachdruck verboten.)

Was es heißt, ohne einen Pfennig Geld in der Welt zu bestehen, rat- und hilflos, ganz einjam und verlassen, das wissen nur wenige in unserem Weltteil. Selbst der Weisler, selbst der Bagabund auf den Straßen, so groß auch ihr Elend sein mag, sie sind doch immerhin Glieder eines großen geordneten Ganzen, des Staates, und sie haben bei ihm eine Zukunft, eine Stütze. So schlimm sie auch darunter leiden mögen es gibt Menschen die noch tausendmal ärger dran sind. Ich weiß das aus eigener Überzeugung, denn ich war selbst einmal in einer solchen Lage.

Sie lächeln ungläubig? Und doch ist dem so. Freilich, wenn ich hier das Abenteuer erähle, behaglich im Gessell sitzend, beim Glase Wein, die glimmende Zigarre im Munde, umgeben von sicherer Wohlhabenheit, dann scheint es mir selbst wie ein böser Traum, das es Tage gegeben, wo ich bettelarm, ärger als ein Bagabund, rat- und hilflos durch die Straßen einer fremden Stadt schlich und bettelte. Und doch ist mir alles passiert und es ging dabei ohne jeden Rauber, zu ganz mit rechten Dingen. Heute davon zu erzählen, ist ja beinahe amüsant. Damals aber, das verliere ich Sie, war mir ganz anders zu Mute und ich habe das Gefühl echten Elends am eigenen Leibe kennen gelernt.

Es mögen jetzt 15 Jahre her sein, daß ich mich entschloß, mich ein wenig in der Welt umzusehen, ehe ich mich ständig irgendwo niederließ. Eine bestimmtes Reiseprogramm, gerade wie es Laune und Stimmung mir einbog, durchuerte ich die Länder, besuch die Meere, hier monatelange verweilend, dort nur für Stunden, wie für mich palste. Ich war jung und wohlhabend, nichts hinderte mich, das Leben so zu leben, wie es mir behagte.

Ich weiß nicht mehr, wie ich dazu kam, irgend einen kleinen Hafen an der antiseptischen Küste besuchen zu wollen. Vielleicht war es eine Laune, vielleicht hatte mit irgend ein Viehbesitzer von dem Orte selbst und seiner Umgebung eine Beschreibung gemacht, die mich neugierig machte. Gewiß, ich gab auch dieser Laune nach und suchte nach einem Schiffe, das mich hinbringen sollte. Das war nicht so leicht, denn der Schiffsverkehr nach dem gottverlassenen Neste war

Stilles Heldentum.

In der Turner Zeitung (Schweiz) finden wir die nachstehende Würdigung unserer Truppen: (Nachdruck verboten.)

Nie wird, wer es nicht mit eigenen Augen gesehen, begreifen, welch ein Heldentum in diesen Vogeletenkämpfen liegt. Es wird eine Zeit kommen — im Frieden — wo die Leute dankbar zu den Stätten wallfahren werden, wo jetzt gekämpft wird, wo an den Grenzen des Vaterlandes im Feuer der Geschichte die Männer Wache hielten, wo unter den hohen Bäumen im schönen Waldriedhof gar mancher ruht, den der Gebirgsgeist erfüllte.

Sie haben ein stilles Heldentum, denn von ihren Taten wird nicht viel geredet, kaum je erzählt der Hauptbericht von ihren Kämpfen, die zu unbedeutend sind, um neben den großen Schlachten erwähnt zu werden. Und die doch von dem einzelnen ebenjohel verlangen, vielleicht noch mehr, als die offene Feldschlacht. Was gehört allein für Mut, für Ausdauer dazu, die Gräben so nahe an die des Feindes heranzutreiben! Wie das geschah, darüber kann man sich gar keine Vorstellung machen. Es erscheint heute fast als eine Unmöglichkeit. Jetzt, wo das Aufstauchen auch nur während eines Augenblickes Spanne den sofortigen Tod bedeuten kann, begreift man es nicht, wie die Männer das geschafft haben. Selbst wenn sie des Nachts graben und sprengen, so gibt es doch Wunden, die mit ihrem fahlen Leidenlicht die ganze Gegend mondhell erfüllen, war es doch nötig, tags zu halten, was nachts geschaffen. Es scheint unmöglich, aber es ist doch möglich gewesen, denn sie sind jetzt da fest und sicher in ihren Gräben, 15 Meter vom Feinde, der genau so schau, so sah, so mutig ist wie sie selbst. Nun liegen sie da auf der Nacht, fügen die Heimat tagaus, tagein, lassen die Wetterfahne über sie ergehen und den Saug der feindlichen Geschosse, unentwegt, unerdrossen, und schaffen sich Abwechslung nur durch keine Patrouillengänge des Nachts. Dann kriechen sie vor zum Feinde, lauschen ihm seine Geheimnisse ab, fangen ihn auch hier und da einen Posten fort, um zu wissen, aber wenn da drüben liegt, ob sie gerechtfertigt haben oder nicht. Das ist von größter Wichtigkeit, nicht nur für die allgemeine Kenntnis der gegnerischen Bewegungen, sondern auch für den kleinen Kreis hier, denn die einen Truppen sind kampflustiger als die anderen, und neue Leute kennen noch nicht die Gefahren und Schliche des Gebirgskrieges, von dem jeder Abschnitt ein neues Gesicht zeigt. Dann ist frischer Kampf zu gewärtigen. Selbst kann man Erfolge erzielen, die andern aber brauchen erst ein paar Abertäse, ehe sie in die stillschweigende Form des Grabenkrieges gerade hier hinein gelangen. So sechten sie in ihrem stillen Heldentum, ohne Erwartung tönenden Kriegesrummes und doch mit stets gleicher Pflichttreue und Aufopferungsbereitschaft. Sie dürfen nicht vergessen werden über den anderen Truppen, deren Name sich an große Kampfhandlungen knüpft, die lauten Ruhm ernten und Lorbeer.

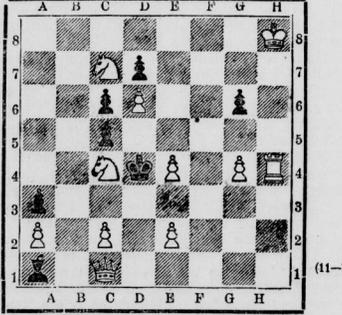
Ehre ihnen, den stillen Helden der Vogelet!

Schach.

Verarbeitet von Max Weiß.

Aufgabe Nr. 2197

von J. P. F. Hovgaard.



Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Weiß: Kd3, Dc1, Th4, Sc4 c7, Ba2 c2 a6 e2 e4 g4. Schwarz: Kd4, La1, Ba3 c5 c6 d7 g6.

Partie Nr. 2175.

Aus dem New-Yorker Meisterturnier, April 1915.

Weiß: Marzfeld. Schwarz: Capablanca.

Damenbauernspiel.

- 1. d2-d4 47-45 2. Sg1-f3 58-56 3. d3-c4 41-39 4. Sb1-c3 5b5-d7 5. Lc1-g5 1L8-e7 6. Fa1-e1 0-0 7. e2-e3 47-46 8. c4xd5 e6xd5 9. Lh1-b5 Le8-b7 10. Dd1-e4 a7-a6 11. Lb3xg7 S36xg7 12. Lg5xg7 D48xg7 13. 0-0 c7-c5 14. d4xc5 b6xc5 15. Td1-d4 D14-e5 16. a3xd4 Lb7x13 17. g2xh3 De7-g5+ 18. Kg1-h1 Dg5-f5 19. Dd4-c6 Sd7-f6 20. Sc3-e2 c5-d4 21. Sd2xd4 D14-e5 22. Sd4-e2 D14-e5 23. Sc3-e2 D5-e5 24. Sc3-e2 D13-e5 25. Td1-g1 Dd5xb2

zur sehr hässlich. Schließlich fand ich aber doch einen Kapitän, der für kurze Zeit den Hafen anlaufen wollte und mich für Geld und gute Worte mitnahm, obgleich er sonst keine Passagiere führte.

Die Reise verlief ohne Zwischenfall. Wir kamen spät nachts in dem Hafen an. Zeitlich am Morgen ging ich ans Land. Der Kapitän schärfte mir ein, die Abfahrtszeit je nicht zu veräumen, da er mit der Flut am Nachmittag in die See gehen mußte. Ich versprach, pünktlich zur Stelle zu sein.

Wichtig, jetzt erinnere ich mich auch, was ich dort suchte. Ein Mitreisender hatte mir von einem Wibe von einem halbverfallenen Tempel erzählt, das er als Wunderwert pries. Das wollte ich mir anschauen. Es war nicht der Rede wert; das Wunderwerk entpuppte sich als gewöhnliche Schmiererei. Schon am frühen Nachmittag kehrte ich zur Stadt zurück. Sie bot weder etwas Anziehendes noch Sehenswertes. An Bord zu gehen war noch zu früh, ich hatte noch zwei Stunden Zeit. Es war heiß, der weiße Strand draußen vor der Stadt mit seinen kühlen Wellen lockte zum Bade. Ich entleerte mich hinter einem Felsen und ging ins Wasser. Eine gute Stunde genoss ich das erfrischende Bad.

Als ich wieder ans Land stieg und nach meinen Sachen suchte, machte ich eine peinliche Entdeckung. Jemand ein Landstreicher hatte mir meine Kleider gestohlen und statt dessen seine elenden schmutzigen Lumpen zurückgelassen. Anfangs nahm ich das Abenteuer mit einem gewissen Humor auf, denn ich ahnte noch nichts von dem Ernst meiner Lage. Fatal war es immerhin, daß sich kein Mensch sehen ließ, den ich um neue Kleider zum Schiff hätte schicken können. Einjam und verlassen lag der Strand da. Ich wartete geruame Zeit und verfolgte den Lauf der Sonne, die sich immer mehr zum Horizont herabentte. Plötzlich fiel mir die Aufforderung des Kapitäns ein, ja nicht die Abfahrt zu veräumen. Donnerwetter, das wäre ein schlechter Spaß. Da auch meine Uhr fort war, hatte ich keine Ahnung, wie spät es sei. Den Ufel überwindend, schlüpfte ich in die Lumpen und lief zum Hafen hinab, sorgjam die etwas belebteren Straßen der Stadt vermeidend. Wie ein Wüg durcshurte es mich, als ich die Anlegestelle leer sah. Ich fragte nach dem Schiffe, aber die meisten verstanden mich nicht oder wollten einen solchen Vagabunden keine Antwort geben. Und schließlich, was nützte alle Fragerei. Die Tatsache lag offen zu Tage, daß der Kapitän, des Wartens müde, davon gefahren war.

Jetzt dümmerte mir allmählich das Verzweifelte meiner Lage auf. Allein und unbekant in einem Orte, wo es kaum ein Dutzend Leute gab, mit denen ich mich verständigen konnte. Dazu ohne einen Pfennig Geld und in Lumpen wie ein echter Vagabund! Im Konsulat oder überhaupt irgendeine Vertretungsstelle gab es hier nicht, kaum einen Europäer. Die wenigen größeren Kaufleute waren, wie diesfach im Orient, Berber.

An diesem Abend kam ich zu keinem Entschlusse. Ich ging zum einsamen Strande zurück, von einem ähnlichen Gesicht getrieben wie es der Verbrecher haben mag, der auch immer wiederum zum Ort der Tat zurückkehrt. Nur war — leider möchte ich beinahe sagen — ich nicht der Dieb sondern der Verlohrne und von dem Anzug fand sich natürlich keine Spur. Ich übernachtete im Freien. Ein Kudd, daß es nicht kalt war, sonst hätte ich jämmerlich gefroren. Aber auch so lag ich nicht auf Rosen gebettet und ich glaube, ich habe noch nie in meinem Leben so schlecht geschlafen, wie damals.

Sonnenchein und Wärme gaben mir den Lebensmut wieder. Schließlich war meine Lage fatal und lächerlich, aber doch gewiß nicht verzweifelt, so glaube ich wenigstens. Ich kam zum Entschlusse, einen der großen Kaufleute aufzusuchen, ihm meine Geschichte zu erzählen, und ihn zu bitten, daß er an meine Bant um Geld telegraphiere.

Das sah so einfach aus, aber wie schwierig war es in Wirklichkeit. Ich klopfte an drei oder vier Türen, aber nirgends wurde ich auch nur vorgelassen, nirgends kam ich auch nur dazu, meine Bitte und Erzählung vorzubringen. Man hielt mich nach meinem Aussehen für einen Bettler, wenn nicht für Schlimmeres, und wies mir ohne weiteres die Türe. So irrte ich den ganzen Tag umher. Der Hunger meldete sich, ich hatte 24 Stunden nichts mehr gegessen. Hungerig und hoffnungslos ging ich zu Bette, das heißt, ich legte mich, wie am Vorabend, in den Sand und versuchte zu schlafen.

Am nächsten Morgen nahm ich meine Bemühungen wieder auf. Zuerst wandte ich mich an die Stadtbehörden. Wenn der schlüchtige jodgeschmückte „Bürgermeister“ mich überhaupt verstand, was ich bezweifle, so hatte er doch weder Lust noch Willen, mir zu helfen und in höflicher Weise — denn der Chinese ist immer höflich gegen einen Weißen, selbst wenn dieser Lumpen trägt — wurde ich hinauskomplimentiert.

Ich versuchte es auf eine andere Weise. Ich ging zum Hafen hinab und dort gelang es mir, einen der Kaufleute zu stellen und ihm meine Geschichte zu erzählen. Er zuckte die Achseln, er glaubte mir offenbar nicht. Aber auch er war höflich, sehr höflich. Was nützte das Telegraphieren? Selbst wenn die Bank Geld anwies, wie wollte ich es erheben? Konnte ich mich legitimieren? Nun also — „Dann wandte er mir den Rücken, nicht ohne mir vorher ein kleines Silberstück in die Hand gedrückt zu haben. Und ich nahm es! Zwei Tage hatte ich nichts gegessen. In einer schmutigen Schenke kaufte ich mir elendes Essen und verslang es beißhungerig.

Der zweite Morgen brach an. Ich schlich zum Hafen hinab, hoffnungslos nur auf eines bedacht, mir ein paar Geldstücke zu erdelteln, um meinen Hunger zu stillen. Da, ich glaubte zu träumen, da schaukelte mein Schiff an der Anlegestelle. Der Kapitän, der in einem benachbarten Hafen Labung gefischt hatte, war melnetwendig wieder zurückgekehrt. Eine Stunde später war ich wieder ein Mensch, gut gekleidet, satt; aber nie werde ich jene Tage vergessen.

26. Sc2-c3 27. Dc6-h6 28. Sc3-e4 29. Dd1-g5 30. Dg3-h4 31. Tc1-d1

Remis.

Kampfreit der Spielt

von W. Gohn.

Ihre Lieblingspiele preisen,

Gehen in 'nem Viertel!

Wen's soll vier weitere Beser;

Wunter kreise der Pokal.

Sing der eine an zu sprechen:

Gerecht, wenn die Faust kragt

Und in lautenem Geplätz

Alle Reime niedermaht.

Ja ich lieb' das Kegelschieben;

Schießt gib's und frischen Spiel;

Eckert die Muskein und die Kerzen,

Virtulieren läßt's das Blut.

Schmal emigrierte der jmette:

Kegelschieben ist nicht fröhlich;

Doch um Willard sein zu spielen,

Reicht die rote Kratt nicht her.

Schöne Hand und schnerz Auge

Mag man haben unbeding!

Wenn man nicht gleich, einem Stümper

Bei dem Spiele den Dautelod schämt!

Wunder sagte jetzt der dritte:

Freunde, hört meinen Rat,

Statt zu freiten, laßt uns lieber

Kriegen einen kleinen Sack.

Strage ich nur gute Karten,

Mad' die Sacke ich allein,

Rechnal Grand mit allen Bieren

Bringt kein Spüler schon was ein.

Wie von einem Traum befangen

Unter einem Zauberdarm,

Sah der letzte ernst und schweigend,

Wohl als er begann zu reden:

Weder Glück, noch gute Karten,

Körperkraft, noch klare Hand

Brachte ich zu meinem Spiele.

Was ich brauche, ist — Verlust!

Seht, mein Reich ist dieses Bretchen

Und ein paar Spuleren bloß,

Denn ein Feind hat's verlohren.

Geistesreichtum nicht im Schopf.

Und die andern hüt'n's launend,

Warten laut dann im Verein:

„Hoh dem Schwach! Um erst die Palme!

Ihm gehört sie ganz allein.“

(Deutsche Schachzeitung.)

Rittmeister W. W. im Felde. Die „Reichsprobe an Schachbreite“ entnahmen mir der von Meister Marka gleichend redigierten „Wiener Schachzeitung“ (1916, Seite 38) und prüften sie auf Markos analytisches Urteil verstanden, nicht weiter nach. Zufällig ist dem Schwanz nach 1. 16-15, 2. Sc2-d4 unmittelbar verloren zu sein. Wir werden übrigens das Obergutachten des Wiener Meisters einholen.

A. S. in Galiz. Nach mir können es selbstenwegs Billigen, daß der Vorstand des Deutschen Schachbundes seinen Namen dazu hergibt, um Reklame für notorisch wertlose, dabei aber äußerst teure Schachliteratur (die Gummigelenke Substitutionen) zu machen. Sein eigenes Blatt (Wochenblatt) warnt bekanntlich vor diesen Schachpfeifen in Katticeleien.

Preis-Rätsel.

Rätselhafte Inschrift.



Auflösung des Preisrätsels aus Nr. 23: Mäke.

Richtige Lösungen sandten rechtzeitig ein: Alfred Karsch, Hans Hermann Frenzel, Frau Elise Keller, Meta Keller, Gottfried Keller, Gottfried Keller jun., B. Heine, Marie Müller, Frau Daehler-Schallab, Käthe Bretter, Wilhelm Marxhausen, Richard Cohn, Max Witte, Erna Thiele, S. Martin, Frau Trebbius, Selms Müller, Martha Wulfe, Rudolf Wismann, Dr. Franz-Adolfing, Walter Sühne-Laubogall, R. Tenobis Schabert, Frau Häuß, Margarete Krause-Bergethen, Oskar Stegmann-Salungen, Lotte Sohn-Laumburg, Max Bornschlegel, Fritz und Kurt Linke, Ernst Rede-Eiselen, Otto Schäfer, Rudolf Weh, Marie Dienich-Gräfenbaindichen, Frau A. Otto-Dölan, Lotte Beaujol, Otto Panmier, Armand Reumeier, Paul Gerhard Reumeier, Fritz Schwärze, Dennis Keller, Karl Kuhn, Gustav Grünfeld, Gottfried Sacke, Josef Eduard Gönziste Bede, Margarete Blas, Paul Müller, Oskar Panzier, Käthe Biemea, K. Meuler, Martha Richter, Gertrud Voigt, Werner Kirßen, Martin Mader, Gertrud Archemann, Anna Berger, Paul Horbong-Wolferode, Rudolf Wagner-Jandendorp, Franz Beiler, Eleonore Gräfe, Clara Lotte Beiler, Helmut Bohmeyer, P. Pflicht, Edmunde Kaselitz, Selmut Friedrich.

Preis erhielt: Alfred Karsch, und zwar: Friedrich Göttsdiner, „Die Inschriften des Wilmshoff“. Es wird gebeten, das Alter des Einlenbers anzugeben, damit wir bei der Auswahl der Preise die richtige Wahl treffen können.

Bitte! Illusionen müssen, wenn sie Gültigkeit haben sollen, bis spätestens Donnerstag mittag in unserer Hauptgeschäftsstelle abgegeben sein, die Aufschrift „Rätselung“ tragen und mit genauer Adresse versehen sein; auch empfiehlt es sich, das Alter des Einlenbers anzugeben, damit wir bei der Auswahl der Preise die richtige Wahl treffen können.

und wohlfeil, anderes Fleisch soll ersehen kann. Die Ausbeute ist ganz für Deutschland bestimmt, und da man heute für es ja gleich, ob Arbeiter oder Männen - gefangen hat, ist zu hoffen, daß trotz der unangünstigen Bedingungen größere Mengen Haulen-Fleisch verladen werden können. Die zurückbleibenden Knochen haben, so gut sie es in der Eile tonnen, Kette und Geräte zertrübt, so daß im Anfang nur mit der großen Kette gearbeitet werden konnte. Jetzt sind 24 auf Rang, und der Betrieb geht wie am Schürchen. Wie zur Friedenszeit bekommen die Fischer die Fische durch den Fischmarkt zu ersten Summen. Sie sind russische Pipowaner, aber gerade gegen ihre Landleute haben sie besondere Abneigung, sie wollen nichts als in Ruhe arbeiten, eine Arbeit, die das ganze Dorf zu einem wohlhabenden gemacht hat.

In einer der kleinen weissen Stuben mit den bunten russischen Zierlen liegt ein junges Kind. Neben ihm liegt eine junge Frau ihr Kind in den Schlaf. Der leise russische Gesang klingt herüber. Hier gibt es keinen Herbeserbit, die Zeitungen sind jetzt Tage alt. Gar nicht weit von hier, bei Tulcea, haben die russischen Kanonen ihr Lied angefangen, Einwohnern, die die Stadt verlassen haben, wohnen im gleichen kleinen Hause wie ich, aber in dem Winkel am See ist weitabgehobene Stille. Auf dem breiten grünen Fries über der weissen Stubenwand kniet ein roter Acker vor einer jungen russischen Bäuerin. Hundertmal wiederholt sich das Bild, hundertmal wiederholt die junge Mutter im Nebenzimmer die Strophen des russischen Wiesenliedes. Der Nachwind fährt durch die Ähren vor dem Hause und streift die Blumen am offenen Fenster, die sich im blauen Nachtlicht leise schütteln. Kb.

Ross Wanda, Kriegsberichterstatter.

Vermischte Kriegsnachrichten.

England plündert sogar!

WTB, Göteborg, 20. Juli. „Svenska Dagbladet“ vom 18. Juni teilt mit: Die englische Geländeschiffahrt in Stockholm habe am 17. Juni in einer Erklärung angegeben, daß das schwedische Schiff „Blana“ von britischen Seeleuten auf der Rückfahrt nach Kielwall ausgeplündert worden sei.

Englische Flieger durch englische Abwehrgeschütze Heruntergeschossen.

Plünderungen des Londoner Föhels.

WTB, Amsterdam, 21. Juli. Nach englischen Zeitungen wurde durch ein Leichtenflugzeug festgestellt, daß bei dem letzten deutschen Luftangriff auf London englische Flieger durch die englischen Abwehrgeschütze getroffen wurden. Der englische Flieger Graham Salmon wurde getötet. — In der „World“ schreibt ein hoher Offizier von der Selbstfront, er habe noch so schlecht auf Luftzeuge gesehen wie bei dem letzten deutschen Luftangriff auf London. Das Wochenblatt „John Bull“ fordert Maßregeln für den Fall, daß der Londoner Zoologische Garten bei einem Luftangriff besessen würde. Wenn die wilden Tiere entwichen, könnte man die schlimmsten Folgen erwarten. Die Plünderungen des Londoner Föhels, die der Luftangriff zur Folge hatte, richteten sich nicht nur gegen deutsche, sondern auch gegen russische Juden, sowie gegen Franzosen und Italiener.

Wie die Entente die Neutralen aufzuheben versucht.

Die englische Rüstungsfabrik Renker hatte unter dem 1. Juli gemeldet, daß der von einem amerikanischen verdeckte argentinische Dampfer „Loro“ eine Ladung Wolle für die Schweiz an Bord gehabt hätte. Die Ansicht dieser Nachricht war offensichtlich, daß Wolle in der Schweiz, die sich anerkanntermaßen einer vorbildlichen Neutralität gegen alle kriegführenden Parteien verpflichtet, eine deutschfeindliche Stimmung erzeugen. Der kalte Widerspruch blieb aber nicht aus, indem eine amtliche Meldung der Schweiz die Neutermeldung dahin richtigstellte, daß die Ladung des Dampfers „Loro“ nicht nach der Schweiz, sondern nach Italien bestimmt war.

Die Gasfahndung Reuters kommt für uns nicht überraschend. Schon mehrmals haben die amtlichen Neutermeldungsorgane der Ententeländer derartige, zu ihren Gunsten durchgeführte Meldungen in die Welt gesetzt, wie z. B. vor einigen Wochen im Falle des spanischen Dampfers „Carmen“, von dem die französische „Agence Havas“ gemeldet hatte, daß seine Ladung für die Schweizer Regierung bestimmt gewesen sei, was von letzterer jedoch sofort dementiert wurde. Wir wissen, wie auch die Neutralen werden also häufig gut tun, derartigen Meldungen von feindlichen amtlicher Seite mit dem größten Mißtrauen zu begegnen.

Die Sühne für Bergen.

T. U. Haag, 21. Juli. Der Haager „Nieuws Courant“, der immer in guten Beziehungen zum holländischen Auswärtigen Amt steht, sagt zu dem Aufsatz mit dem Titel, daß diese Anwesenheit lediglich Großbritanniens und Holland betrifft (?), und eine andere Macht (Deutschland). Das Blatt zitiert die betreffenden Paragraphen des Haager Abkommens und wiederholt, daß Artikel 3 bestimmt: Falls ein Fahrzeug in neutralen Gewässern erbeutet wird, so ist diese Beise mit ihrer Besatzung auf Verlangen der Macht freizugeben, in deren Gewässern ihre Erbeutung erfolgte. Es wird, schreibt es dann weiter, für die britische Regierung nicht angenehm sein, sich dazu zu verstehen, nach dem Triumphschrei, das die britische Presse schon erhob, aber die britische Regierung wird ihre Unterwürigkeit der Haager Konvention honorieren. Daran zu zweifeln, wäre eine Verleumdung für die britische Regierung unerfesselt.

Der „Nieuws Courant“ überläßt, daß Deutschland ein Recht darauf hat, von Neutralen zu verlangen, daß in ihrem Hoheitsgebiete keine feindlichen Handlungen gegen feindliche Schiffe erfolgen. Es ist also doch keine Anwesenheit, die nur Holland und Großbritannien betrifft.

Ausfuhrverbot nach Skandinavien.

WTB, Haag, 20. Juli. Das Korrespondenz-Bureau meldet: Das Ausfuhrverbot für niederländische Schiffe, die nach skandinavischen Ländern bestimmt sind, bleibt bestehen.

Unbefriedigende Rekrutenergebnisse in den Vereinigten Staaten.

Wie der „New York Times“ aus Washington internem 21. Juni gemeldet wird, lassen die Erfolge der Rekrutierung für das stehende Heer noch immer sehr viel zu wünschen übrig.

abrig. Seit der Eröffnung der Rekrutierungslampagne im 1. April ist das Ergebnis am 20. Juni das schlechteste Tagesergebnis gewesen. An diesem Tage haben sich im ganzen nur 982 Amerikaner als Freiwillige gemeldet. Besonders traurig war das Ergebnis in den Staaten Vermont, Rhode-Island, Nord Carolina und Mississippi. In den beiden erlirten dieser Staaten hat sich nur je ein Freiwilliger gemeldet, während die beiden letzten je zwei Freiwillige aufbringen konnten. Die Gesamtzahl der seit dem 1. April angeworbenen Freiwilligen betrug am 20. Juni 122 351.

Berliner Finanz- und Wirtschaftsbrief.

Wie man weiß, hat die deutsche Automobil-Industrie im Kriege besonders gute Geschäfte gemacht. In der Berücksichtigt wurde der Jahresbericht der Benz & Cie. Rheinische Automobil- und Motorenfabrik A.G. der Öffentlichkeit unterbreitet. Der Produktionsgewinn erhebt diesmal mit 19,6 Millionen Mark gegen 11,9 Millionen Mark erheblich niedriger, weil in diesem Jahre die Geschäftsauslastung vorweg vom Bruttogewinn abgezogen worden sind. Es werden jedoch die Unkosten nicht betragengebend. Jedenfalls aber ist der Ueberschuß mit 10,3 Millionen Mark höher als im Vorjahre, das einen Ueberschuß von rund 13 Millionen Mark brachte. Die eigentliche Dividende wird wieder mit 20 Prozent bemessen. Sprung kommt aber noch ein Gewinn von 10 Prozent des Aktienkapitals, das in deutscher Kriegsanleihe ausgesetzt wird. Das Unternehmen war nach den Angaben des Geschäftsberichtes während des ganzen Jahres bis zur Grenze seiner Leistungsfähigkeit mit Aufträgen versehen. Die Verwaltung gibt an, für die Erfordernisse der Uebertragungswirtschaft genügend Vorzüge getroffen zu haben. Man setzt beinahe auf die Automobilindustrie hohe Zukunftserwartungen. Ob sich diese Hoffnungen gleich nach Friedensschluß erfüllen werden, ist immerhin zweifelhaft, da der Friede doch den Rückstrom eines außerordentlich umfangreichen Materials bringen wird. Es heißt deshalb für die Verwaltungen, fürsorglich sein und die Abstreifungen und Abstellungen großzügig bemessen. Allerdings brauchen die Unternehmen nun auch nicht der Verteilung anheim zu fallen.

Es beträmenwertere Uebersetzungen sind im Geschäftsbericht der Rationier-Alt-Ges. für Bergbau und Eisenhüttenbetrieb enthalten. Es heißt dort: Es muß hervorgehoben werden, daß die nachgewiesenen Erträge zum Teil der Zukunft entnommen sind, denn die Abnahme der Vorräte in den Gruben und die Abnutzung vieler maschineller Anlagen ist fortgeschritten und viele zur Fortsetzung der Werke unüberwindlichen Ergänzungen und Anhebungen werden zu führen nicht ausgeführt werden. Dadurch höher belastet werden, als sonst und es erscheint danach zum Ausgleich geboten, den bereits im Vorjahre dotierten Bau- und Erneuerungsfonds um einen entsprechenden Betrag zu erhöhen. Das dürfte für viele Betriebe zutreffen. Die Schnelligkeit der Produktion und der Mangel an Arbeitskräften geliaten im Kriege nicht, das technische Material immer auf der Friedenshöhe zu halten. Die Abnutzung geht viel rascher vor sich als in ruhigen Zeiten. Während einerseits die Volkswirtschaft mit allem Material so vorsichtig wie möglich umgehen muß, ist besonders die industrielle Produktion andererseits zur Materialverschwendung gezwungen. Dem kann vorläufig nur durch finanzielle Maßnahmen Rechnung getragen werden. Allerdings wird diese Vorlage oft aus zureichlichen Gründen zurückziehen, wogegen nicht selten genug Einspruch erhoben werden kann.

In der deutschen Eisenindustrie hat in letzter Zeit die Verbandsbewegung Fortschritte gemacht, die im Hinblick auf ein großes Aufleben in der Öffentlichkeit ertrotzt hätten. So ist eine Art Stabes-Verband zustande gekommen. Allerdings geht sich leicht in dieser Zeit der schon selbstverständlichen Verbandsbildung, daß die Lösung des Problems der Eisenindustrie, großen Schwierigkeiten begegnet. Eine Reihe von Werken kämpft sich gegen den Anstieg in den Verbänden, und zwar sind darunter recht bedeutende Betriebe. Man hat nun diese Werke angefordert, spätestens am 15. August d. J. den Vertrag zu unterzeichnen. Wo es es tun werden, ist in diesem Augenblick noch recht unklar. Auch die Waldbrunn-Werke und Feinblech-Werke streben eine selbständige Organisation an. Doch sind auch hier nicht zu unterschätzende Schwierigkeiten zu überwinden. Recht bemerkenswert ist der Verlauf der Verbandsbewegung in der Gas- und Gießerindustrie. Mehrere Betriebe sperren sich sehr energig gegen die Verbandsbildung. Als Grund wird angegeben, daß wir in der deutschen Eisenindustrie schon einen genügend starken beherrschenden Einfluß haben. Man will diesen Einfluß nicht noch verhässern. Ueberhaupt tritt in letzter Zeit deutlich eine Abneigung gegen die Verbandsentwicklung unter amtlicher Leitung hervor. Man befürchtet wohl vor allen Dingen eine Preiskontrolle durch den Staat, vielleicht auch eine Schwerfälligkeit der Produktion und der Weiterverarbeitung. Sicherlich sind diese Bedenken nicht unrichtig. Andererseits müssen Sicherheiten gefunden werden, daß die Märkte nach Friedensschluß keine Geschäftskrisen erleben und daß der Verbrauch nicht überlastet wird. Da der Staat nur diese Zwecke verfolgt, ist noch nicht genau zu sehen. Man sagt, daß ein neuer Steuerentwurf aufkomme, der darauf hinaus laufe, den Staat aus finanziellen Gründen zwischen Produktion und Verbrauch zu schieben. In welcher Form das geschehen soll, steht noch dahin. Jedenfalls scheint man schon mit einer derartigen Entwicklung zu rechnen und deutet besonders die Zwangsmaßnahmen entsprechend aus.

Deutsches Reich.

Der Kaiser

empfangt Sonnabend vormittag den norwegischen Marineattaché und hörte den Generalstabsvortrag. Zur Frühstücksstafel waren geladen die Minister Eybow und v. Stein und Staatssekretär Graf Rödern.

Breitenbach und Schorerlemer wollen nicht gehen.

a. B. Berlin, 21. Juli. Zur Frage des Ministerwechsels in Preußen hören man jetzt, daß drei der Minister bereit sein sollen, ihren Abschied zu nehmen, nämlich der Justizminister Dr. Seifert, der Handelsminister Eybow und der Kultusminister v. Zott zu Holz, während des Eisenbahn-

ministers Breitenbach und des Landwirtschaftsministers von Schorerlemer im Amte zu bleiben gedenken. Als Nachfolger des Handelsministers soll in erster Linie der bisherige Oberpräsident von Posen, von Eisenhardt-Bohse, in Betracht kommen.

Landesratsbeschlüsse zur Reichsgetreidebestimmung.

WTB Berlin, 21. Juli. (Amlich.) Der Bundesrat hat in Gemäßheit der Reichsgetreidebestimmung Beschlüsse über die für Saatweide freizugebenden Getreidearten getroffen. Diese sind gegenüber dem Vorjahre unverändert geblieben. Die Landesratsbeschlüsse sind, wie bisher, beschlüssig, wenn es die Verhältnisse erfordern, im Einvernehmen mit der Reichsgetreidebestimmung eine Erhöhung der für den Sektor freizugebenden Auslastungen eintreten zu lassen. Gleichseitig hat der Bundesrat über die den Selbstverbraucher für Ernährungszwecke freizugebende Getreide- und Hülsenfrucht und zwar vorläufig für die Zeit bis zum 30. September 1917 Bestimmung getroffen. Während im vorigen Jahre ein beträchtlicher Teil der den Erzeugern freizugebenden 40 Prozent der Getreide zu Ernährungszwecken dient, sind jetzt und zwar vorläufig für die oben genannte Zeit für den Stoff und Monat der Rationierung Vorrat und Vorrat zusammen freizugebenden wurden. Die Regelung des Verbrauchs von Getreide zu Futterzwecken bleibt solange vorbehalten, bis sich die Entwürfe ausführen besser überlegen lassen.

Wirtschaftliche Verhandlungen der Zentralmächte.

T. U. Berlin, 21. Juli. In den nächsten Tagen sollen die im vorigen Jahre begonnenen Verhandlungen über die Regelung der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn wieder aufgenommen werden. Zu diesem Zwecke werden sich deutsche Delegierte nach Wien begeben und dort mit den Vertretern der zentralen österrösterreichischen und ungarischen Ministerien in Beratung treten. Die Verhandlungen werden voraussichtlich längere Zeit in Anspruch nehmen.

Ausland.

Das amerikanische Kabinett gegen die Neutralen.

c. B. Genf, 21. Juli. Ueber die Stimmung im amerikanischen Kabinett gegen die Neutralen bringt der Washingtoner Vertreter des „Matin“ folgende Meldung, die eines Kommentars nicht mehr bedarf. Die heftigen Proteste der schwedischen, holländischen und dänischen Presse beklagt die amerikanischen Behörden. Ein Kabinettsmitglied sagte die Art, wie die Neutralen in ihren, die sie nicht getroffen sind, beweise, daß sie sehr ruhiges Gewissen haben. Der geringste Reim kommt aus der Schweiz und Norwegen, also aus den beiden Ländern, die am wenigsten schuldig sind. Schweden, Dänemark und Holland schämen sich, daß sie die gewaltigen Gewinne aus dem Handel mit Deutschland verlieren müssen. Die Spanier protestieren nicht, da die Madrider Regierung bereit ist, sich allen Forderungen des amerikanischen Embargo-Gesetzes zu unterziehen. Gerade die Schuldigen machen aus Norwegen wegen unserer Erträge gegenüber der unerschuldigen Neutralen. Wir sind aber über das Maß ihrer Schuld vollkommen unterrichtet und sind entschlossen, deren Treiben ein Ende zu machen.

Landtagsöffnung des autonomen Finnlands.

WTB, Petersburg, 20. Juli. (Petersburger Telegraphen-Agentur.) Im Seingebirgs land am 19. Juni um 7 Uhr abends die erste Sitzung des Landtags des autonomen Finnlands statt. Der Vizepräsident des Senats Tolson erklärte, in seinem und seiner Kollegen Namen am anderen Tage, daß die Mitglieder der Regierung angeht, der innerpolitischen Lage von ihren Vertretern zurücktreten und ihre Posten dem Landtage zur Verfügung stellen. Dieser aber hat die Mitglieder der Regierung auf Vorstoß des Führers der sozialistischen demokratischen Partei Anroli, so lange im Amte zu bleiben, bis die neue Verwaltung des Landes vom Landtage ausgerufen sei.

Die blutigen Straßenkämpfe in Lissabon.

T. U. Genf, 21. Juli. Der sozialistischen Pariser Presse gehen aus Lissabon Einzelheiten über die dortigen Unruhen zu. Der Ministerpräsident Alfonso Costa gab demnach den Vertretern der ausländischen Arbeiter keine zureichende Antwort. Eine Abordnung begab sich in das Verbandsbureau, wo schon eine große Menge Arbeiter angekommen war. Das Haus wurde von Infanterie und Kanallerie umringelt. Selbstertötung wurde von dem Wasser-Geschütz gemacht. Aus dem Zentrum des Hauses wurden Granaten gegen die Soldaten gemworfen. Die Soldaten verhielten sich in dem Verbandsbureau wie in jenem des Matrosenverbandes ungefähr 1000 Personen. Dann wurde ein Teil an Bord von Kriegsschiffen festgehalten, der andere Teil in die Festung Monte Santo gebracht. Während der Beförderung der Verhafteten durch die Stadt suchte die Menge diese zu befreien. Dies gab Anlaß zu neuen Straßenkämpfen, wobei die Soldaten von den Schuhweifen Gebrauch machten. Die Zahl der Toten und Verwundeten wird als beträchtlich angegeben. Im Lissaboner Hafen wurde ein Protektier veranlaßt. Andere Arbeiterverbände wollten gleichfalls in den Aufstand treten. Selbsterlöbte, wie die Regierung verstanden ist, eine gewisse Beruhigung eingetreten sein.

T. U. Genf, 21. Juli. Aus dem Zentrum nach den blutigen Lissaboner Zusammenstößen Verhafteten wird auf über 1000 angegeben. Die Gefangnisse, namentlich die Monte-Santo-Festung, sind nach Pariser sozialistischen Blättern überfüllt.

Kidnirt des französischen Marineattachés.

c. B. Genf, 21. Juli. Der französische Marineattaché Lacaze, dessen Stellung schon seit mehreren Wochen gefährdet ist, hat sein Kidnirtsgeld eingelöst.

Wasserstände.

(+ bedeutet über, - unter Null.)

Eibe (21. Juli).	
Niedrig	-0,20
Tief	-0,30
Flut	+0,30
Wasserstand	+0,50

Verantwortlich für den politischen Teil: Staatsrat Dohd; für den örtlichen Teil, für Provinzialnachrichten, Gericht, Handel: Eugen Reimann; für den autonomen Teil, für den autonomen Teil: Staatsrat Dohd; für den autonomen Teil: Staatsrat Dohd; für den autonomen Teil: Staatsrat Dohd. Druck und Verlag von Otto Denzel, Samlich in Halle.

